

Lisbeth

Die Mondlandschaft

Lisbeth wollte Schriftstellerin werden. Keine Macht der Erde hätte sie von diesem Vorhaben abbringen können.

Deshalb stand sie schon seit Tagen auf dem Bahnhof in der Großstadt, um die Menschen zu studieren. Denn Notburga Schilfrohr, die Lehrerin an der Volkshochschule, hatte es den Teilnehmern des Kurses für „kreatives Schreiben“ vorgeschlagen. Lisbeth sah Notburga Schilfrohrs große braune Augen, ihren konzentrierten Gesichtsausdruck, und ihren erhobenen Zeigefinger im Geiste vor sich:

„Nutzen Sie Ihre Beobachtungsgabe!“ „Suchen Sie sich eine Person aus, die Ihnen gefällt, gehen sie ein paar Stunden neben ihr her, notieren sie ihr Aussehen. Dann machen sie daraus einen Charakter, der Ihren Vorstellungen entspricht, und schon haben sie einen Protagonisten für eine Kurzgeschichte oder gar ein Buch „Aber ich kann doch nicht einfach einen Unbekannten verfolgen. Was mache ich, wenn er es bemerkt. Er wird mich für verrückt halten – und- stotterte Lisbeth.

„Nur Mut, wenn sie Erfolg haben wollen müssen sie es versuchen,“ hatte die Lehrerin gesagt, und mit den spitzen Absätze ihrer Schuhe fest in den Boden gestampft um ihre Entschlossenheit auf Lisbeth zu übertragen. Natürlich wollte Lisbeth Erfolg haben. Einmal im Leben ein Buch zu veröffentlichen, war ein Traum seit ihrer Kindheit. Lisbeth hatte nur genickt, und versucht, ein intelligentes Gesicht zu

machen. Sie hatte Urlaub, aber kein Geld um zu verreisen. Die sieben Kurse im kreativen Schreiben hatten ein Loch in ihre Kasse gerissen. Doch es gab nicht viel, was sie zu Hause festhielt. Lisbeth hatte weder Mann noch Kinder. Eine kleine, graue namenlose Katze und ein Goldfisch im Glas, der auf den Namen „Otto“ hörte, teilten das Leben mit ihr.

„Wenn du dich immer so spröde zeigst, wirst du nie einen Mann abbekommen“, hatte ihre Mutter gesagt. „Das ist mir egal“, antwortete Lisbeth ausweichend, denn mit ihrer Mutter und deren Verhältnis zu Männern hatte es eine ganz besondere Bewandnis. Das war eine Sache, die Lisbeth am Liebsten unerwähnt ließ.

Zwei lange Tage war sie nun im Hauptbahnhof direkt neben dem Zeitungskiosk bei Bahnsteig fünf gestanden. Sie hatte immer noch nicht gewagt, sich jemanden an die Fersen zu heften. Lisbeths blaue Augen blinzelten trübe in das matte Licht des beginnenden Tages. Die große Bahnhofsuhr zeigte sechs, ihre Beine waren schwer wie Blei. Die Besitzerin des Kiosk, eine große beliebte Frau, die bei ihrer jahrelangen Arbeit auf dem Bahnhof schon viel gesehen hatte, wurde misstrauisch. „Ist alles in Ordnung bei Ihnen, oder kann ich irgendwie helfen?“, fragte sie mit schriller Stimme. „Nein danke, ich wollte nur –, „Es ist Ihre Angelegenheit, wenn Sie hier tagelang herumstehen, aber ich rate Ihnen, gehen sie nach Hause oder zur Bahnhofsmission, die haben immer ein warmes Süppchen für Menschen wie Sie,“ sagte sie resolut. Schamröte stieg in Lisbeths Gesicht. „Ich habe Arbeit, ich wollte doch nur – aber das verstehen Sie sowieso nicht. Abrupt drehte Lisbeth sich um, und stieß dabei mit einem dicken älteren Herrn zusammen, der einen großen Koffer bei

sich trug. „Passen sie doch auf, schimpfte der, während ihm sein Koffer entglitt. Sein weißer Schnauzbart wackelte heftig hin und her, seine grauen Augen musterten Lisbeth misstrauisch. Dann runzelte er die Stirn, die für Lisbeth wie eine Mondlandschaft mit vielen Kratern aussah.

„Junge Frauen wie sie, sollten Morgens um dieses Zeit ihrem Ehemann das Frühstück machen, und sich nicht auf Bahnhöfen herumtreiben“, sagte er mit erhobenem Zeigefinger.

„Aber sie wissen doch nicht, was der Frau passiert ist, vielleicht hat sie keine Bleibe!“

Wie ein Habicht, der seine Beute gefunden hat, stürzte sich die resolute Kioskbesitzerin auf den dicken Herrn, der versuchte, sich unauffällig davonzumachen. Mit einer Mischung aus Entsetzen und freudiger Erregung holte Lisbeth Notizblock und Bleistift aus ihrer Tasche. Möglichst unauffällig versuchte sie, die derben Ausdrücke der dicken Frau, deren Doppelkinn vor Erregung wippte, zu notieren. Der dicke Herr bemerkte es als erster. Sein stämmiger Zeigefinger deutete auf Lisbeth, in seinem Gesicht war ein triumphierender Ausdruck. „Sie schreibt sich auf, was Sie sagen“, trompetete er, griff nach seinem Koffer, und machte sich davon. Eine spuckende schäumende Dampfwalze rollte auf Lisbeth zu. Sie hatte es nur ihrer Jugend zu verdanken, dass sie schneller war. Mit großen Schritten jagte sie durch den Bahnhof, während das Gezeter der Kioskbesitzerin hinter ihr leiser wurde.

Durch die Fenster der großen Bahnhofshalle blitzte inzwischen die Morgensonne. Rotgoldene Strahlen fielen auf den alten abgetretenen Betonboden. Grau schwarze Tauben

liefen mit wackelnden Köpfen zwischen den hastig dahineilenden Menschen umher. Lisbeth war wütend. Sie ärgerte sich zum Ersten Mal in ihrem dreißig jährigen Leben so, dass sie zitterte.

„Die Alte denkt, ich sei obdachlos“, murmelte sie. Dann dachte sie an die Biografien, die sie gelesen hatte. Viele berühmte Genies waren gestorben, ohne anerkannt zu werden. „Soweit wird es bei mir nicht kommen“, grummelte sie, während ihr Magen zu knurren begann, denn zum frühstücken hatte sie sich keine Zeit gelassen. Köstlicher Kaffeeduft, vermischt mit einem Geruch nach frischen Brötchen stieg in ihre Nase. Am Ende der Bahnhofshalle befand sich ein kleines Cafe. Kurz entschlossen ging Lisbeth hinein und ließ sich auf einem der roten Plüschstühle nieder. Die Sonne stand nun hoch am Himmel. Der Tag versprach warm zu werden. Mit Genuss trank Lisbeth ihren Kaffee und aß ein frisches Brötchen. Hier konnte sie entspannt überlegen, wie sie weiterhin vorgehen sollte.

Eine heißere männliche Stimme, die nach einem Bier verlangte, riss sie aus ihren unvollkommenen Träumen. Die Kellnerin an der Theke diskutierte mit einem schäbig aussehenden Mann. Er hatte einen braunen zerzausten Vollbart und war mit einem grün gemusterten Anzug bekleidet, der sicher schon bessere Tage gesehen hatte. Sein Gesicht war von Falten zerfurcht, auch es glich einer Mondlandschaft mit vielen Kratern. „Du hast hier zu viele Schulden, es gibt nichts mehr bei uns“, sagte die Kellnerin resolut. Doch der Mann hörte nicht auf sie. Er hatte nur ein Ziel, er wollte ein Bier. Da außer Lisbeth niemand im Lokal war, wandte er sich nun an sie. „Entschuldigen Sie, wenn ich

Sie anspreche, aber können sie mir vielleicht drei Euro leihen?“ Lisbeths Phantasie schweifte beim Anblick des Mannes ab. Irgendwann hatte sie einen Film von Fellini gesehen, in dem ein Trompeter spielender Bettler die Hauptrolle hatte. Oder war es ein Straßenmusikant gewesen? Egal, immerhin ergab das die Möglichkeit einer literarischen Vorlage. Sie musste diesem Mann ein paar Fragen stellen. Mit neu erwachtem Eifer zückte Lisbeth ihr Notizbuch. Drei Euro wechselten den Besitzer.“ Wie sind sie in diese Lage gekommen?“ Lisbeth hatte beschlossen, direkte mutige Fragen zu stellen. Im Geiste sah sie Notburga Schilfrohrs Fuß, der sich energisch in den Boden bohrte. Der Mann sah sie verständnislos an. „Lage?“ fragte er. Dann sah Lisbeth, dass es in seinem Gehirn zu arbeiten begann. Die Mondlandschaft geriet in Bewegung, er runzelte die Stirn. „Mir fehlten drei Euro“, antwortete er, und beobachtete gespannt, ob Lisbeth etwas in ihr Notizbuch schrieb. „Ich meinte, warum Ihnen das Geld fehlt, haben sie kein Einkommen?“ „Oh doch, es kommt immer wieder etwas herein,“ antwortete der Mann vage, und kratzte sich so ausgiebig den Nasenrücken, dass dieser dunkelrot anlief. Er atmete tief ein, presste Luft in die eingefallenen Wangen, und stieß sie mit einem leichten Seufzen wieder aus. Dabei sagte er: „Ich brauche ein Bier.“ Seine grauen Augen sahen verzweifelt auf die drei Eurostücke in seiner Hand. Er verstand nicht, warum diese junge Frau ihn mit Fragen löcherte. Aber noch wagte er nicht, aufzustehen und zu gehen. „Haben sie einen festen Wohnsitz?“ Lisbeth nestelte nervös an ihren Haaren. Sie hatte sich das Gespräch leichter vorgestellt. Vorsichtig schrieb sie ein paar Sätze in ihr Büchlein. „Mein letzter Wohnsitz war das Gefängnis, aber

jetzt möchte ich ein Bier holen.“ Abrupt stand der Mann auf, ging zur Theke, und wechselte dort ein paar Worte mit der Bedienung. Lisbeth fühlte sich von vier undurchdringlichen Augen beobachtet. Ein unangenehmes Gefühl beschlich sie. Kurz darauf stand die Bedienung an ihrem Tisch. „Es ist nämlich so“, begann sie ungeschickt, und wischte sich verlegen die großen roten Hände an ihrer Schürze ab. „Der Herr ist obdachlos, und er möchte Sie fragen, ob Sie für die Obdachlosenzeitung schreiben möchten. Er verkauft sie, und weiß, dass noch Leute gesucht werden. Abwehrend hob Lisbeth beide Hände in die Höhe. „Nein, ich suche doch nur einen Protagonisten“, sagte sie zu der verständnislos starrenden Bedienung, die verzweifelt nach Worten suchte. „Ah ja wir sahen nur, dass sie etwas aufschreiben, murmelte sie.“ Ihre Gesichtszüge waren starr, als sie fragte: „Vielleicht könnten Sie dem Herrn dann einen anderen Gefallen tun. Er ist nicht mehr so gut zu Fuß, und hat am anderen Ende des Bahnhofs im Schließfach Nummer dreißig einen Koffer deponiert, den er dringend braucht. Ich kann hier nicht weg, sonst würde ich-“ „Aber natürlich, geben sie mir den Schlüssel“. Lisbeth war peinlich berührt. Sie wollte nicht für diese Zeitung schreiben, niemand schien zu begreifen, weshalb sie hergekommen war. Trotzdem wollte sie nicht für herzlos gehalten werden. Unsicher machte sie sich auf den Weg zur Gepäckaufbewahrung. In der Zwischenzeit war auf dem Bahnhof Hochbetrieb. Lisbeth musste sich durch ein dichtes Menschenknäuel drängen, das aus betrunkenen Fußballanhängern bestand. Ihre rauen Schreie und Pfiffe störten ihr sensibles Dichtergehirn erheblich beim Nachdenken. Nach zehn endlosen Minuten hatte sie die

Gepäckaufbewahrung gefunden. Hastig steckte sie den Schlüssel in das große Schließfach und schloss auf. Sie wollte das hier möglichst schnell hinter sich bringen, um sich wieder ihrer tatsächlichen Aufgabe widmen zu können.

Ein penetranter Geruch nach altem Fusel stieg ihr in die Nase. Im Dunkel des Metallkastens konnte sie die Umrise eines kleinen Körpers erkennen. Lisbeth war eine mutige, unerschrockene Frau. Doch als eine weiße, Hand aus dem Schließfach rutschte, zuckte sie doch erschreckt zusammen. Ein leises Schnarchen verriet ihr, dass die Hand zu dem kleinen Körper gehörte, und dass noch Leben in ihr war. Es handelte sich um einen Betrunkenen, der wie auch immer in das Schließfach gekommen war und dort seinen Rausch ausschließ.

Lisbeth biss sich auf die Lippen, um einen Schrei zu unterdrücken. Spontan drehte sie sich um. Sie wollte nur weg hier. Die Rolltreppe zur U- Bahn Station erschien ihr wie ein Rettungsanker. Dann ging alles sehr schnell. Lisbeth stolperte hastig den Rolltreppenwurm hinunter, verlor das Gleichgewicht, und kam auf allen Vieren in der U- Bahn- Station an.

„ Sie müssen sich nicht beeilen, hier fahren die U- Bahnen im zehn Minuten Takt“, sagte eine Stimme neben ihr, als sie versuchte, wieder auf die Beine zu kommen. Ein netter Herr im grauen Mantel gab ihr die Hand und half ihr auf zu stehen. Lisbeth begutachtete verlegen ihre zerrissenen Nylonstrümpfe, und den Absatz ihres Schuhs, der sich durch die Bekanntschaft mit der Rolltreppe gespalten hatte. Ihr linker Knöchel schmerzte, und schwoll sehr schnell an. „Wie konnte das nur passieren?“ Der nette Herr musterte Lisbeths Beine.

Was er sah, gefiel ihm trotzdem. „Ich hab doch nur einen Protagonisten gesucht“, jammerte Lisbeth.

Tränen, vermischt mit Wimpertusche liefen in trüben schwarzen Rinnsalen über ihre Wangen bis zum Kinn. „Kann ich ihnen helfen? Welche U- Bahn wollten sie nehmen?“ Der Mann stützte Lisbeths Arm, und überlegte sich, ob er die hübsche Frau zum Kaffeetrinken einladen sollte. Aber ihr momentaner Zustand ließ das nicht zu.

„Bitte rufen Sie mir ein Taxi, ich will sofort nach Hause“, erwiderte Lisbeth. Für heute hatte sie genug erlebt.

Es war erst kurz nach zwölf, als Lisbeth mit einem tiefen Seufzer ihren geschwollenen Knöchel auf der Couch hoch lagerte und einschlief.

„Sie sollten doch nur eine Person aussuchen und diese unauffällig begleiten. Warum schaffen sie das nicht? Sie müssen sich von der Magie der Literatur erfassen lassen. „ Notburga Schilfrohrs große braune Augen funkelten bedrohlich hinter den Brillengläsern. Ihre braunen Haare standen plötzlich in allen Richtungen vom Kopf ab. Ein heftiger Windstoß erfasste sie, und hob ihren Rock hoch. Dann begann sie sich, wie von Zauberhand, von der Erde zu lösen und schwebte nach oben. „Die Magie hat mich erfasst!“ schrie sie. „Ich sehe Goethe, Schiller, Hölderlin, Hesse!“ Ihre Stimme wurde leiser und sie verschwand in undurchdringlichem Nebel. Auch Herr Wendelin Trauerweide, der seinen Namen nicht zu Unrecht trug, denn er hatte den Roman: „Die Tote unter dem Bügelbrett“ geschrieben, ließ sich von diesem Enthusiasmus anstecken.

Sein Haar war zu schütter, um vom Kopf abzustehen, aber seine Beinkleider, die schon immer einem Sturmsack glichen, blähten sich auf. Seine rote Krawatte flatterte im Wind wie ein Bahnwärtertäfelchen. Dann hob sich auch Wendelins Gestalt von der Erde ab. „Poesie ich komme, lass dich umarmen!“ Das waren die letzten Worte, die Lisbeth von ihren Volksschullehrern hörte, bevor sie von der Couch fiel, und unsanft aufwachte.

Verwirrt rieb sie sich die Augen und rappelte sich langsam hoch. Ihr Knöchel schmerzte, und der Kopf brummte. Der Goldfisch Otto glotzte aus seinem Glas, und die Katze ohne Namen miaute durchdringend. „Ist schon gut, du bekommst gleich dein Futter“, murmelte Lisbeth. Als sie sich auf den Weg zur Küche machen wollte, klingelte das Telefon. „Hallo Schätzchen, bist du zu Hause?“ flötete die Stimme ihrer Mutter auf den Anrufbeantworter. Lisbeth hätte diesen Anruf am liebsten nicht entgegengenommen, aber sie wusste, dass ihre Mutter es immer wieder versuchen würde. Seufzend nahm sie den Hörer ab. Wie immer, wenn Mutter anrief, stellten sich ihre Nackenhaare auf und ein unangenehmes Kribbeln lief ihr über den Rücken. „Ich versuche schon seit zwei Tagen dich zu erreichen“, keuchte Mutter mit versagender Stimme. „Ich war unterwegs“, antwortete Lisbeth knapp, und befürchtete, dass jetzt die Tirade von der verlassenen Mutter, die schon seit zwei Tagen und Nächten schlaflos auf ein Zeichen von ihrem Kind wartete, kam. „Schätzchen, ich möchte dich heute Abend zum Essen einladen,“ sagte sie stattdessen, knapp und sachlich. Das Kribbeln ließ nach, Lisbeths Hände begannen zu zittern. „Warum?“ Lisbeths zusammengedrückten Lippen waren

blutleer. Hatte ihre Mutter wieder einen Mann kennen gelernt, den sie ihr vorstellen wollte? Lisbeth hatte im Laufe der Jahre Dutzende solcher Einladungen hinter sich gebracht. Ihre Mutter hielt es für ihre Pflicht, sie „an den Mann“ zu bringen, da ihre Tochter ihrer Ansicht nach nicht im Stande war, sich selbst ihr Glück zu schmieden. „Dieses mal ist es der Richtige, da bin ich mir ganz sicher“, Mutters Stimme zitterte, sie schien ein Schluchzen zu unterdrücken. „Mama, du weißt doch, dass ich mir meinen Partner selbst suche, außerdem habe ich andere Dinge zu tun“, Lisbeth versuchte, ihre Stimme selbstsicher klingen zu lassen.

Die Katze miaute durchdringend und begann, sich die Krallen an der guten Couch zu wetzen. Otto glotzte blöde durch die Glasscheiben des Aquariums. Ihm sollte Mutter eine Goldfischfrau besorgen, dachte Lisbeth während sie, um endlich Ruhe zu haben, ihrer Mutter zusagte.

Er hatte ein Gesicht wie eine Mondlandschaft, war siebzig Jahre alt, und korpulent. Seine grauen Augen musterten Lisbeth genau. Es war der Mann mit dem Koffer, den sie heute Morgen auf dem Bahnhof angerempelt hatte. Lisbeth wand sich vor Verlegenheit. Die Gedanken schossen wie Tennisbälle in ihrem Kopf hin und her, ließen sich aber nicht fassen. Mutter hatte ein weißes, schlichtes Kleid an, ihre Füße steckten in hochhackigen Pumps, und ihr Gesicht strahlte Zufriedenheit, Freude und Eifer aus. „Darf ich dir Ortwin vorstellen?“ sagte sie, und drückte ihrer Tochter ein Glas Martini in die Hand. Endlich begriff Lisbeth. Ortwin war kein Kandidat für sie, sondern für ihre Mutter, die im Laufe ihres Lebens fünfmal verheiratet gewesen war. „Ich denke, wir kennen uns schon.“ Auch Ortwin war verlegen, ja, er war

sogar frustriert, wollte es aber nicht zeigen. Es war sein achter Besuch bei einer Frau, nachdem er vor einem Monat die Bekannftschaftsanzeige aufgegeben hatte. Lisbeths Mutter hatte am Telefon einen sehr sympathischen Eindruck gemacht. Doch die Tatsache, dass sie zu ihrem ersten Treffen auch ihre Tochter eingeladen hatte, verunsicherte ihn. „Ja, wir kennen uns“, stammelte Lisbeth, und tastete unwillkürlich nach dem Notizbüchlein, das sie zu Hause vergessen hatte.

Die Erkenntnis durchzuckte sie wie ein Blitz. Sie wollte komische Romane schreiben, ohne Schnörkel direkt aus dem Leben. Notburga Schilfrohr und Wendelin Trauerweide, die nur auf der Dichterwolke sieben schwebten, waren ihr plötzlich einerlei. Dies hier war zum Schreien komisch.

„Ich hoffe, Sie haben kein Notizbuch dabei.“ Ortwin beäugte Lisbeth misstrauisch, während er ihr die Hand gab. „Bestimmt nicht“, lachte Lisbeth, während die Mutter erstaunt ihre Tochter beobachtete. Zum ersten Mal seit langer Zeit sah sie ein herzliches Lächeln auf ihrem Gesicht. Ortwin schien ihr gut zu gefallen. Sie dachte daran, dass er noch zwei Söhne hatte, konnte aber nicht ahnen, dass es sich dabei um den Mann auf der Rolltreppe, der Schriftsteller war, und den Obdachlosen handelte.

Notburga Schilfrohr erfuhr nicht, ob Lisbeth mit einem der beiden Männer zusammengekommen war. Das verriet ihr ihre Mutter nicht. Sie sagte nur, dass ihre Tochter „eine Beziehung eingegangen sei.“ Im Übrigen erschien im letzten Jahr ein schreiend komisches Buch von einer Schriftstellerin Namens Lisbeth Otto, das direkt aus dem Leben gegriffen und sehr unterhaltend war.

Notburga nahm sich vor, Lisbeths Mutter noch einmal aufzusuchen, vielleicht verriet sie ihr doch, ob das Buch von ihrer Tochter war. Schließlich war Lisbeths Mutter auch bereit zu reden, nachdem Notburga Schilfrohr sie drei Tage lang verfolgt hatte.

Die Muse hatte Notburga geküsst, und es wäre unfair von Lisbeths Mutter gewesen, wenn sie ihr nicht weiter geholfen hätte. Lisbeth hatte tatsächlich einen Mann gefunden. Aber es war nicht der Schriftsteller, und schon gar nicht der Obdachlose. Nein, es war der Inhaber des Ladens, in dem sie ihren Goldfisch gekauft hatte.

